



61. Jahrgang

Nr. 240

März 2019

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Das malerische Namslau: Die Hintergasse
Nach einer Federzeichnung von F. Petershelt, Namslau.

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e. V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Bestellschein, Beitrittserklärung	01 – 02
Inhaltsverzeichnis	03
Schlesien wie es mal war	04 – 06
Die Flucht (Teil 2)	07 – 31
Dreimal in Hennersdorf	32 – 35
Zur Nikolausfeier 2018 in Namslau	36 – 38
23. Treffen der 1933/34er	38 – 39
Treffen – Treffen – Treffen	40 – 41
– Regionaltreffen in Berlin am 04.05.2019	
– Deutschlandtreffen der Schlesier vom 14. bis 16.06.2019 in Hannover	
– 8. Treffen in Neustadt/Dosse am 28.09.2019	
Humor in Namslau	42
Familiennachrichten	00 – 00

Schlesien wie es mal war – eine Betrachtung zu Land, Leuten und Sprache in deutscher Zeit

Heute: Aus den Erinnerungen meiner Eltern – „Derheeme“
auf dem Bauernhof

Gesammelt und aufgeschrieben von Heinz Wieloch

„Derheeme“ auf dem Bauernhof war immer viel zu tun. Die Arbeit riss das ganze Jahr nicht ab, nur im Winter kehrte ein wenig Ruhe ein. Die Herbstzeit war immer der Endspurt in den Erntezeiten des Jahres. Da hieß es auch zeitig aufstehen, denn der Bauernhofalltag forderte seinen Tribut an täglicher Arbeit auch in dieser Zeit. Das Vieh in den Ställen musste versorgt werden, bevor man an ein eigenes Frühstück denken konnte.

Die ersten waren natürlich die Pferde, schlesisch die „Pfaade“. Sie waren neben der Familie der wichtigste Partner auf dem Bauernhof, ehe sich die Traktoren immer mehr als Zugmittel, damals erst auf den großen Gütern, durchsetzten.

Frühzeitig begann man schon mit dem Füttern der „Pfaade“. Sie kannten genau ihre Zeit, wann sie an der Reihe waren. Die Tiere waren damals noch nicht so gestresst durch irgendwelche Wechsel von Sommerzeit zu Winterzeit und umgekehrt. Dann kamen die sogenannten „Kiehe“ oder „Rindvieher“ dran, also Kühe, Färsen, Bullen und Kälber. Ihr „Muhen“ war schon lautstark zu vernehmen und die „Milchkiehe“ mussten ja noch „gemulken“ werden. Das Melken oder

das „Mallken“ geschah immer noch mit der Hand. Die Bauersfrauen waren darin sehr geübt und es dauerte nicht lange, dann war das „Eimerle vull“.

Nebenbei galt es noch die Hühner, Enten oder „Anten“ die die Gänse zu versorgen. Sie waren wichtig für die Fleisch- und Eierversorgung auf dem Hof. Wenn die Gänse ihren Stall verlassen durften, taten sie das durch lautes Rufen oder schlesisch „Gellern“ kund. Außerdem bedurfte das Junggeflügel einer besonderen Pflege und Aufmerksamkeit. Für die Glucke mit Kühen, die in diesem Jahr sehr spät brütete, also der „Hiendelhenne“ mit ihren kleinen „Hiendeln“, gab es besonderes Futter.

Mittlerweile standen schon die vollen Milchkannen von der Frühmelkung auf der „Milchrompe“ an der „Durfstroaße“ zur Abholung bereit.

Die „Schweindel“ in ihren zahlreichen „Buchten“ machten nun besonders großen Lärm. Sie kannten genauso ihre „Fitterzeit“ und meldeten sich lautstark mit Quieken und Grunzen. Die Bewegungen in den Ställen waren für sie das Signal. Ihr „Friehtick“ war ein Brei aus gedämpften, gequetschten „Katuffeln“ vermengt mit Getreideschrot und „woarmen Wosser“. Mit Eimern musste dies dann in die „Tröge“ der „Schweinebuchten“ gefüllt werden. Übrigens nannte man den Trog auch „Kumm“ und „Pfaade“ und „Rindviecher“ fraßen aus ihren „Krippen“.

Nun war rundum alles erstmal versorgt. Nun konnte der „Pauer“ mit seiner Familie endlich „friesticken“. Es gab meistens Mehlsuppe mit Brot dazu. Kaffee gab es in der Woche überhaupt nicht. Statt „Koffe“ gab es den berühmten Malzkaffee, schlesisch „Heempresche“ genannt. Danach ging es raus aufs Feld. Es war September und die „Katuffelernte“ war in vollem Gange. Die „Pfaade“ wurden „onngeschirrt“ und vor die Ackerwagen gespannt oder „ogesponnt“. Mit „Mann und Maus“ und „Kind und Kegel“ fuhr man zum „Katuffelhacken“. Die Erwachsenen holten mit der Hacke die „Knullen aus der Aade“ und die Kinder und Alte „klaubten“ sie in die Weidenkörbe. Der „Pauer“ schüttete die vollgesammelten „Kiepen“ und Körbe auf den bereitstehen Ackerwagen. Zwischendurch gab es dann manchmal eine kleine Aufmunterung zum schnelleren Arbeiten von ihm: „Leute macht ok a bissel schneller mit der Hacke, bald ist es Oabend und finster wie im Sacke“.

Soweit nun liebe Leserinnen und Leser meine kleine Geschichte von einem Bauernhof in Schlesien zu deutscher Zeit. Ich hoffe, dass der teilweise eingeflochtene schlesische Dialekt noch von vielen verstanden wird. Ansonsten können ja die „Nachgeborenen“ mal nachlesen und erinnern sich, wie vielleicht Eltern oder Großeltern ihren schlesischen Heimatdialekt mal gesprochen haben.

aus: Oelser Heimatkreisblatt Nr. 11/2018

Die Flucht

von Gieselfalk Gebel

(Auszug aus seinem Buch „Ein Leben auf der Achterbahn“)

– Fortsetzung aus Heimatruf Nr. 239 –

Mein Kapitulationstag

Am neunten Mai 1945 erlebte ich die bedingungslose Kapitulation des dritten Reiches noch als Achtjähriger, die aus heutige Sicht für alle friedens- und freiheitsliebenden Deutschen ein Tag der Befreiung mit der Hoffnung auf dauerhaften Frieden, für uns aber leider nur Tag der Kapitulation mit großen Ängsten vor der Zukunft war. Die Angst vor marodierenden, hasserfüllten Besatzern und einer düsteren Zukunft ohne Recht und Ordnung war, wie sich noch am selben Abend dramatisch erwies, mehr als berechtigt.

Den Kapitulationstag habe ich aus neugieriger Zeitzeuge schon sehr bewusst erlebt und darüber viel gegrübelt. Ahnungsvoll ging ich früh morgens allein zu den nahen noch grünen Kornfeldern, wie wir sie damals nannten, was ein Jahr später noch von bemerkenswerter Bedeutung sein sollte. Ich kann mich genau an den halbhohen Roggen, an das leicht bewölkte Wetter sowie meine sehr gedrückte Stimmung erinnern. Als Kind mit politischen Genen war mir an diesem Morgen klar, dass sich vieles ändern würde. Ich wusste nur nicht was, hatte aber das Gefühl, es würde noch schlechter und gefährlicher werden als die Flucht es war. Aus diesen trüben Gedanken wurde ich durch ein vorher noch nie gesehenes, merkwürdiges Gefährt aufgeschreckt. Eine Zugmaschine und Anhänger mit mehreren Achsen, über die lange Baumstämme gelegt waren, rollte in den Ort. Auf den Baumstämmen saßen schätzungsweise 30 bis 40 mit Maschinenpistolen bewaffnete fremde

Soldaten, echte Russen, die ich auf der Flucht schon als Kriegsgefangene aus der Nähe bestaunt hatte. Dieses Fahrzeug und die auf den Baumstämmen sitzenden Soldaten erinnerten mich irgendwie an Affen, und ich musste schmunzeln und fühlte mich als Deutscher zunächst noch überlegen und das als Kind.

Dieses anerzogene Herrenrasse-Denken sollte ich aber ganz schnell vergessen. Noch am selben Tage sammelten die Russen alle „Uris“ und anderen Schmuck ein, aber nicht den Ehering meiner Mutter, der ab sofort über Monate meinen großen Zeh zierte. Wie schon aus den noch im Krieg besetzten Gebieten bekannt war, galten ab sofort alle Deutschen als „Vogelfrei“, also jeder unmenschlichen Willkür wehrlos ausgeliefert. Alle weiblichen Personen, manchmal schon ab dem zwölften Lebensjahr, bis teilweise ins hohe Alter waren Freiwild einer entfesselten Soldateska. Noch am selben Abend wurde ich Augenzeuge einer wilden Vergewaltigungsorgie der russischen Sieger. Im Erdgeschoss lebte eine junge, schöne Berlinerin, die mit ihren Kindern evakuiert wurde, und deren Mann erst wenige Wochen vorher gefallen war. Es war danach Hausgespräch, dass zumindest die sichtbare Trauer der Berlinerin bei Hitlers Tod kurz danach größer als beim Tod ihres Mannes zu sein schien. Nach des Führers Tod trug sie nämlich erstmals schwarz und hängte eine Hakenkreuzfahne mit Trauerflor über Tage aus ihrem bescheidenen Flüchtlingszimmer; noch immer eine überzeugte Nazi-Anhängerin, trotz der vorangegangenen Schicksalsschläge, und der nächste war schon im Anmarsch. Am ersten Abend nach der Kapitulation rollte ein Lastwagen an, vollbesetzt mit russischen Soldaten, die gewaltsam ins Haus eindrangen und alle nacheinander die schöne, junge Berlinerin vergewaltigten. Nachdem das

Horrorszenario vorbei war, eilten alle anderen Frauen aus dem von uns bewohnten Obergeschoss nach unten und kümmerten sich um die geschändete. Ich wollte immer dabei sein und sah noch, bevor ich aus dem Zimmer gescheucht wurde, die wie leblos daliegende Frau mit gespreizten Beinen und nacktem Unterkörper. Ein schauriger Anblick besonders auch für einen sexuell neugierigen Knaben. Die nächsten Tage war keine Zeit mehr zum Nachdenken, es ging nur noch um Überleben. Die Kapitulation war für uns der Anfang des zweiten Aktes eines dreijährigen Martyriums, das erst 1948 wieder in humane Verhältnisse überging. Der Schock der Vergewaltigungsorgie in der vorangegangenen Nacht lähmte selbst uns Kinder, doch das Leben musste weitergehen. Meine Mutter, später Mutter Courage genannt, bereitete in der gemeinsamen Küche das Mittagessen vor – trotz der im Haus anwesenden russischen „Sammler und Soldaten“. Ich hatte wieder eine Sonderaufgabe und musste bei meiner Mutter in der Küche bei ihr „Wache stehen“, weil gleich zwei Mongolen scheinbar gelangweilt am Küchenfenster standen und ihr beim Kochen zuschauten; war mir merkwürdig und sehr verdächtig vorkam. Über lange Zeit fiel kein Wort. Das Schweigen war gespenstisch. Erst nach Stunden verließ einer der mongolischen Soldaten die Küche wortlos. Aber der Zweite blieb hartnäckig. Irgendwann wollte ich kurz zur Toilette. Der Mongole nutzte die Gelegenheit und sprang zur gegenüberliegenden Küchentür, um meine Mutter einzusperren und zu vergewaltigen. Es geschah aber wieder ein Wunder: ausgerechnet die am Tag zuvor geschändete Berlinerin, die in einem Nachbarzimmer immer noch traumatisiert vor sich hindämmerte, erkannte als einzige der anwesenden Frauen sofort die Gefahr für meine Mutter, sprang auf und konnte im letzten Moment einen Fuß in die Küchentür stellen.

Für den Mongolen wäre es ein leichtes gewesen, den Fuß wegzudrücken. Er tat es aber nicht, sondern verließ auch wortlos die Küche und das Haus. Seine lange Geduld und seine Fairness bei diesem Vorfall waren beeindruckend und für uns alle ein hoffnungsvolles Zeichen seiner Menschlichkeit. Meine hochgeschätzte Mutter hatte im Laufe der nächsten Monate noch manches andere ähnliche Wunder erlebt und blieb von dieser Geißel gänzlich verschont.

In ihren Büchlein „Durch dunkle Tage“, im Jahr 1981 verfasst, wurde über diesen und ähnliche spätere Vorfälle nur andeutungsweise geschrieben. „Vergewaltigungen waren danach ein Tabu-Thema“, auch für meine Mutter. Übrigens weichen ihren Schilderungen in manchen Details von meinen genaueren Erinnerungen ab.

Ich war zu der Zeit noch acht und sie immerhin schon 37 Jahre. Außerdem habe ich die gemeinsamen Erlebnisse in historische Rahmen sorgfältig bearbeitet und eingeordnet.

Kurze Zeit nach diesen ersten Schreckenstagen wurden vor allem unsere Mütter erneut in Panik versetzt. Vor unserem Schulhaus hielt abends, schon bei Dunkelheit, ein Lastwagen voller betrunkenen und randalierender Russen, die wieder gewaltsam ins Haus eindringen wollen.

Die Sudetendeutsche Lehrersfrau, in deren Haus wir einquartiert waren, zögerte nicht lange, sondern sprang aus einem Hoffenster und holte Hilfe beim neuen tschechischen Bürgermeister, der schon nach kurzer Zeit mit einem Trupp bewaffneter tschechischer Männer am Lehrerhaus erschien und die Russen mit Flüchen und Drohungen vertrieb. Ich kann mich gut an diese unwirkliche, fast gespenstische nächtliche Szene erinnern: Eine Handvoll Männer mit blau-weiß-

roten Armbinden und provisorischer Bewaffnung von der Sense über den Dreschflegel bis zur Jagdflinte retteten deutsche Flüchtlingsfrauen vor der russischen Soldateska. Sicher hatten unsere Mütter das dem guten Verhältnis der dortigen Lehrersfrau zu den tschechischen Mitbürgern zu verdanken. Es war ein beruhigendes Zeichen von Menschlichkeit, damals gerade bei den Tschechen eine große Seltenheit, aber tatsächlich so geschehen! Auch das hat mich sehr beeindruckt und mitgeprägt – wir hatten immer wieder die rettenden Schutzengel treu zur Seite, die sich durch Menschlichkeit Einzelner der bisherigen Feinde ausdrückte!

Weil es keine Kollektivschuld gibt und nach Maßstäben der Humanität auch nicht geben darf, gilt das natürlich auch für die Tschechen; obwohl das Verhalten vieler Tschechen gegenüber uns Besiegten vordergründig dieses Empfinden zu bestätigen schien. Nach unseren Erfahrungen mit den drei östlichen Siegermächten gab es eine klare Rangfolge der Unmenschlichkeiten: Erst nach den Tschechen kamen die Polen und erstaunlicherweise erfuhren wir die meiste Menschlichkeit bei den Russen. So zeigte bei einer der vielen Plünderungen kurz nach Kriegsende ein russischer Soldat meiner Mutter heimlich sein Christuskreuz, das er versteckt an der Brust trug, um sie zu beruhigen, und um sie von seiner Friedfertigkeit zu überzeugen. Natürlich gab es Menschlichkeit bei allen drei Nationen, die wir in Einzelfällen eben auch bei Tschechen und Polen erfuhren.

Ein Loblied auf unsere tapfere, unverzagte Mutter

Meine liebe, verehrte Mutter, Maria Gebel, wurde 1906 geboren und starb 2011 im stolzen Alter von 105 Jahren. Damit hat sie das Durchschnittsalter der drei

Schwestern knapp überboten; denn die Älteste starb erst 2015 mit stolzen 112 Jahren als zu der Zeit älteste Deutsche; aber die Jüngste starb schon „sehr früh mit nur“ 95 Jahren. Das Schicksal meiner Mutter war wohl exemplarisch für Millionen deutscher Mütter damaliger Zeit: 1906 in Rybnik bei Ratibor in Oberschlesien in eine Beamtenfamilie als zweite Tochter geboren, hat sie den ersten Weltkrieg als Kind schon bewusst miterlebt und dessen Folgen schmerzlich erleiden müssen. Nach einer Volksabstimmung im Jahr 1921 musste Ost-Oberschlesien an Polen abgetreten werden, obwohl 60 % für Deutschland stimmten – ein Beispiel für das schon damals doppel-moralische Völkerrecht. Folge davon war, dass es nur noch polnische Schulen gab, die meine Großeltern für ihre drei Töchter ablehnten, folglich musste auch meine Mutter mit erst sechzehn Jahren zum ersten Mal ihre Heimat verlassen, um bei Verwandten in Breslau die höhere Handelsschule besuchen zu können. Im Jahr 1933 heiratete sie den Lehrer Max Gebel und konvertierte ihm zuliebe zum Protestantismus, dem sie als Konvertitin bis zum Tode treu blieb. Schon nach sechs Ehejahren, inzwischen war auch meine zwei Jahre jüngere Schwester Gesine geboren, wurde mein Vater leider mit Kriegsbeginn gegen Polen 1939 schon eingezogen. Bis auf zwei Jahre Unterbrechung von 1948 bis 1949 war meine Mutter de facto und ab 1951 tatsächlich ewig lange, fast ein ganzes Leben, 68 Jahre lang treue Witwe. Sie lebte wie eine alleinerziehende Mutter, ab 1943 mit meinem zuletzt geborenen Bruder Volkram, von drei Kindern. Die eigentliche Herausforderung für sie begann aber erst ab 1945. Sorgen um das Überleben des Mannes waren schon lange vorhanden, dazu kam die drohende Apokalypse, die selbst ich schon spürte, spätestens ab Weihnachten 1944.

Ab Fluchtbeginn im Januar 1945 mit drei Kindern, davon ein Kleinkind von eineinhalb Jahren, wuchs meine Mutter über sich hinaus und wurde für uns zur bewunderten Heldin. Mein jüngerer Bruder klammerte sich instinktmäßig Tag und Nacht an sie, dabei hat sie bei meist klirrender Kälte den gesamten Fluchtweg, natürliche wie ich auch schon, zu Fuß bewältigen und ihre drei hungrigen, verängstigten Mäuler nicht nur zu sättigen, sondern auch immer wieder trösten müssen. Wie für alle deutschen Frauen und die heranwachsenden Mädchen im Osten waren Nöte und Ängste für sie aber nach der Kapitulation nicht vorbei. Neben den schon bekannten Nöten und Sorgen kam jetzt noch die ständige Angst vor Vergewaltigungen und dem schlichten Verhungern dazu. Es gab kein gültiges Geld mehr, keinen Strom, keine Rechte, keine Verwaltung, keine Geschäfte und folglich keine kaufbaren Lebensmittel und das mit drei kleinen Kindern!

Ab jetzt vogelfrei wie im Dreißigjährigen Krieg

Vogelfrei ist zwar ein gängiger Begriff, der in dieser damals so trostlosen Situation für uns aber erst seine wahre Bedeutung erhalten hat: Wir waren ab jetzt absolut rechtlos – schutzlos – hilflos; nur noch in Gottes gütiger Hand, wie wir immer wieder dankbar erkannten. Vielleicht hängt der Begriff damit zusammen, dass die Vögel unter freiem Himmel ohne Schutz sich auch nur in Gottes Hand befanden.

Wenn uns heute von Gutmenschen immer wieder einzureden versucht wird, der 8. Mai 1945 wäre der Tag der Befreiung gewesen, galt das für uns mitnichten; ganz im Gegenteil, es war der Beginn totaler Unfreiheit.

Natürlich wurde Deutschland am achten Mai von der Nazi-Diktatur befreit, womit der Weg für eine friedliche Zukunft mit späterem Wohlstand freigelegt wurde. Wir Heimatvertriebenen wurden erst über ein Jahr später befreit, als wird im August 1946 plötzlich und unerwartet vertrieben wurden, und der lange Güterzug voller menschlichem Elend, für uns alle unerwartet und freudig überrascht, im Sauerland Lager Maumpke, Kreis Olpe ankamen; zum großen Glück in der britischen Zone. Zeitzeugen und Historiker sind sich einig, dass sich die Briten von den vier Besatzungsmächten an Menschlichkeit gegenüber uns Deutschen hervorhoben.

Zu Beginn der Fahrt hatten viele Ältere noch die Befürchtung, dass es in östliche Richtung gen Sibirien gehen könnte! Auf der Fahrt fühlten wir uns wie im Viehtransport, ohne Fenster, ohne Futter, ohne Informationen und phlegmatisch unserem Schicksal ergeben.

Ab Ende Mai 1945 wurden zuerst wir reichsdeutschen Flüchtlinge aus dem seit Jahrhunderten deutschsprachigen Sudetenland gnadenlos vertrieben und zurück in unsere alte Heimat abgeschoben. Das geschah so plötzlich und demütigend, dass wir die erste Nacht vor dem strapaziösen Fußmarsch schon im Straßengraben übernachteten mussten und dabei noch gnädig davonkamen. Edvard Benes, späterer Staatspräsident Tschechiens, drohte 1945 uns Deutschen: „Wehe Euch dreimal wehe! Wir werden Euch ausrotten!“ Wir haben das damals natürlich nicht gewusst, aber am feindseligen, brutalen Verhalten vieler Tschechen durchaus gespürt. Weil sie während des Krieges eng mit dem dritten Reich kooperierten, viele Waffen produzierten und deshalb ziemlich normal lebten, wurde der Widerstand und

der aufgestaute Hass gegen alles Deutsche erst zum Kriegsende nachgeholt und dadurch doppelt und dreifach.

Noch Wochen später, auf der Potsdamer Konferenz im Juli/August 1945, wurde von den Siegermächten die Oder-Neisse-Linie als vorläufige Westgrenze Polens beschlossen, deren „endgültige“ Festlegung bis zu einer Friedenskonferenz zurückgestellt werden sollte . . . und weiter aus dem Amtsblatt des Alliierten Kontrollrats:

„Die drei Regierungen erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.“

Die Polen waren damals auch nicht besser als die Tschechen: In einem Armeebefehl vom 26. Juni 1945 hieß es wörtlich: „Es ist ein historischer Tag in der Geschichte Polens gekommen, der Hinauswurf des germanischen Ungeziefers aus den seit Jahrhunderten polnischen Gebieten.“

Warum wir nach Kriegsende wieder nach Schlesien und nicht nach Westen zogen, bedaure ich bis heute noch. Offensichtlich war der Heimattrieb damals stärker als die politische Vernunft. Der Marsch zurück ist mir trotz der vorstellbaren Strapazen kaum in Erinnerung, obwohl er schon bei ziemlicher Hitze sehr beschwerlich gewesen sein muss. Wie wir, vor allem Mutter mit meinen beiden jüngeren Geschwistern, diesen Marsch zu Fuß über 200 km ohne Nahrungsmittel und ohne fremde Hilfe heil überstanden haben, grenzt erneut an ein Wunder. Meine Mutter notierte in diesem Zusammenhang: „Ich

weiß nur noch, dass ich sehr viel barfuß lief.“ Viele wurden unterwegs krank und schwach, auch ich bekam die Ruhr und nahm tüchtig ab. Volkram, mein kleiner Bruder, bekam tatsächlich einen starken Sonnenbrand; das arme Kerlchen musste nach den Frostbeulen im Winter wieder leiden, diesmal mit den vom Treckführer im Winter angekündigten Hitzepickeln. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass uns viele russische Militärfahrzeuge begegneten, die oft mit abgerissenen, großen Ästen reifer Kirschen und voll beladen mit Beutegut, vor allem mit Möbeln und Bildern, siegestrunken vorbeifuhren. Am 12. Juni 1945 trafen wir wieder in Strien, unserer alten Heimat, ein und die Enttäuschung war riesengroß; denn unser Schulhaus war leer geplündert und im und ums Haus herum völlig verwildert. Im Schlafzimmer war der Boden voller Federn von unseren Betten, inmitten von Schüsseln, die aus den Waschtischen gerissen worden waren. Wie ich erst viel später gelesen habe, hatte der Federteppich einen praktischen Grund. Weil die meisten Betten rote Inletts hatten, wurden aus den Federbetten sowjetische Siegesfahnen gemacht. Mein Vater, obwohl überzeugter Antimilitarist, hatte in seinem total verwüsteten Arbeitszimmer eine große Sammlung von Zinnsoldaten, die ich mit Resten, weit verstreut im Garten wiedergefunden habe.

Jetzt erst begann der echte Kampf ums Überleben, das schlimmste Jahr meines Lebens nahm seinen Lauf.

Wieder mit viel Glück durften wir aber zunächst bei unserem Nachbarn, dem Bauern Bayer, ins Altenteilhaus einziehen. Weil die Familie Bayer wegen der bettlägerigen und siebzigjährigen Großmutter nicht geflohen war, hatten sie sich mit den Verhältnissen inzwischen so gut wie möglich arrangiert und uns beim harten Neuanfang tatkräftig

unterstützt. Wir erfuhren von der Vergewaltigungsorgie einer russischen Kompanie, der noch vor Kriegsende die Großmutter zum Opfer fiel. Alle Frauen und Mädchen von zwölf bis über siebzig waren ständig gefährdet und viele wurden vielfach geschändet. So lebte auch die erwachsene Tochter Martel unseres Bauern monatelang in einem Versteck in der Scheune, wo sie wie das Vieh „gefüttert“ wurde, wobei ich auch manchmal mithalf.

In unserer bescheidenden Bleibe hatten wir fast täglich „Besuch“ von russischen Soldaten, die nach längst nicht mehr vorhandenen Wertgegenständen suchten. Ein Besuch blieb mir besonders in Erinnerung. Ein schon etwas höherer Dienstgrad trat ein, sah meinen zweijährigen Bruder beim Mittagsschlaf, kniete sich an seinem Bett nieder und streichelte das schlafende Kind. Meine Mutter und ich dachten und sagten sogar, das ist aber ein netter Russe. Wir hatten ihn aber zu früh gelobt, denn abrupt hörte er auf zu streicheln, sah die gute Wolldecke, in die das Kleinkind aus Sicherheitsgründen sorgfältig eingewickelt war, riss das Kind mit samt der Decke hoch, entwickelte es und nahm die Decke in Besitz. Meine Mutter fiel vor dem Russen auf die Knie und flehte ihn an, diese letzte noch vorhandene Decke von dem so lieben Jungen nicht mitzunehmen. Der Soldat reagierte aber wütend, zückte seine Pistole, hielt sie meiner Mutter drohend an den Kopf und verließ fluchend samt Decke den Raum. Diesen plötzlichen Stimmungswandel haben wir öfter erlebt. Er zeugt offenbar von einer großen Gefühlsskala der russischen Seele.

Dazu ein zweites Erlebnis: Eines morgens wurden wir, vom Kind bis zum Opa, von der Straße weg eingesammelt und auf amerikanischen Lastwagen zum

Ernteeinsatz abtransportiert. Wir Kinder mussten Tomaten (Pomidore) pflücken und die Erwachsenen Weißkohl (Kapusta) ernten. Nach einiger Zeit verlor ich die Lust an dieser Arbeit und warf et was frustriert die ersten Tomaten um mich. Wohl aus Versehen traf eine Tomate einen russischen Wachsoldaten ins Gesicht, der lachte aber nur und warf die Pomidore auf mich zurück, so dass sich eine kleine Tomatenschlacht entwickelte. Alle Erwachsenen hörten auf zu arbeiten und beobachteten das scheinbare Freundschaftsspiel. Leider war es nur von kurzer Dauer, denn plötzlich drehte sich der Wachsoldat um und schlug seinen Gewehrkolben mit voller Wucht auf den Kopf des nächstbesten alten Mannes, der umfiel und wie tot liegen blieb. Die Stimmung schlug sofort um und ich bekam ein schlechtes Gewissen, weil ich ja Anlass für diesen Gewaltausbruch gegeben hatte. Hass und Liebe, Gewalt und Freundlichkeit lagen wieder einmal bei unseren Eroberern dicht beieinander. Offensichtlich waren die Russen kinderlieb, und mir ist nie ein Haar gekrümmt worden, sondern ganz im Gegenteil wurde ich von den russischen Soldaten immer freundlich behandelt.

Das war mitnichten selbstverständlich und für uns großes Glück, denn ein unverdächtiger Zeitzeuge, Heinrich Graf von Einsiedel, der dem Nationalkomitee Freies Deutschland angehörte und im Januar 1945 als Frontpropagandist die Rote Armee in Ostpreußen begleitete, hat gesehen, wie die sowjetische Soldateska Städte und Dörfer niederbrannte, Gefangene und Zivilisten erschoss und Frauen vergewaltigte. Er hatte eine Vernichtungssorgie miterlebt, „wie sie noch nie ein zivilisierter Landstrich über sich hat ergehen lassen müssen“. Wir konnten diesem Inferno dank der mutig kämpfenden deutschen Wehrmacht bis zum Schluss, mehrfach, wenn auch nur knapp entkommen.

Im Frühsommer 1945 lebten wieder knapp fünf Millionen Deutsche im polnischen Machtbereich. Die Zahl reduzierte sich durch die Vertreibung, im polnischen Sprachgebrauch Umsiedlung genannt, bis 1947 auf nur noch eine gute halbe Million. Etwa ab August, nach einer neuen Anordnung der russischen Ortskommandantur, wurde das Plündern der Soldateska verboten. Die Soldaten hielten sich aber nicht daran und plünderten auch bei uns munter weiter. Meine Mutter war wütend und schickte mich bei der nächsten Plünderung im Eiltempo zur nahegelegenen Kommandantur, um Hilfe zu holen. Die Kommandantur war im örtlichen Gutshof einquartiert, und als ich gegen Mittag dort ankam, lag der Kommandant zusammen mit einer „madga“ nackt in einer Badewanne, mitten im Gutshof. Er reagierte aber sofort auf meinen Hilferuf, stieg aus der Wanne, zog rasch eine Hose an, schnallte Koppel mit Pistole um und eilte noch mit nacktem Oberkörper hinter mir her zu unserem Haus. Leider kamen wir zu spät, die Plünderer waren schon verschwunden. Für uns war es aber ein erstes Hoffnungszeichen für eine neue Ordnung.

Aber neues Ungemach kam bald auf uns zu: Polnische Umsiedler aus der heutigen Westukraine beschlagnahmten ab Herbst 1945 die ersten deutschen Häuser, und wir Deutschen mussten noch enger zusammenrücken. Weil unser Nachbar Beier seinen Hof an einen Polen übergeben und selbst ins Altenteilhaus umziehen musste, verloren auch wir unsere bescheidende Bleibe. Wir wurden von der Familie Sperling im ehemaligen Bürgermeisterhaus aufgenommen. Der Bürgermeister selbst hatte sich noch zu Kriegsende erschossen und wäre, wie etliche andere Männer des Dorfes, ansonsten in seiner

Funktion von den Russen sowieso erschossen worden. Wir lebten nun mit neun Personen auf engem Raum in einer Hälfte des Bauernhauses mit der Familie Sperling zusammen, fühlten uns aber geborgener als vorher, zumal ins Haus fast gleichzeitig mit uns eine polnische Familie einzog, denen der Hof ab sofort gehörte und die zunächst nur in der anderen Hälfte wohnte.

Der jüngste Sohn der Familie Sperling, Gotthard, der erst sieben war, erfuhr als erster die bitteren Folgen der Enteignung. Als Jüngster erhielt er von seinem Bruder den Auftrag, Kirschen für uns zu ernten. Nichts Böses ahnend, kletterte er auf den bekannten eigenen Kirschbaum und machte sich ans Werk, wurde aber sehr bald vom neuen Eigentümer vom Baum gerissen, brutal verdroschen und an einem Arm durch die Luft geschleudert, so dass sein Schulterblatt blau und rot mit Blut unterlaufen hervortrat. Er weinte und jammert bitterlich und verstand die Welt nicht mehr, es war doch immer der Kirschbaum seiner Eltern gewesen!

Obwohl die neuen polnischen Besitzer einigermaßen fair mit uns Deutschen umgingen, fehlte ihnen aber die Kinderliebe der Russen. Es war unsere allgemeine Erfahrung, dass von den drei Siegermächten die Tschechen nach dem Kriegsende oft am grausamsten und die Russen als die eigentlichen Sieger zu uns oft freundlicher als die Polen waren; von den regelmäßigen Vergewaltigungs- und Raubzügen der Soldaten einmal abgesehen.

Fast regelmäßig im Jahr nach Kriegsende, ab Beginn der Dunkelheit, drangen Russen ins Haus ein und suchten nach madga, „wo ist Frau?“. Meine Mutter war noch eine attraktive Frau unter vierzig und ständig

gefährdet. Wenn die Russen Einlass forderten, verschwand sie stets im Küchenkeller. Über dem Treppen Keller lag ein Teppich und darauf stand der Küchentisch, an dem wir fünf kleinen Kinder der beiden Familien und die deutlich ältere Bauersfrau Sperling immer brav saßen und mit Unschuldsmiene stets beteuerten, „nix andere Frau im Haus“.

Das Täuschungsmanöver wiederholten wir vielfach und meine Mutter, die ich als Vaterersatz besonders beschützte, ist auch wieder wie ein Wunder, nie entdeckt und vergewaltigt worden, ganz im Gegensatz zu unser deutlich älteren Bauersfrau, die es während der Arbeit in ihrer eigenen Scheune doch noch ereilte. Um die ständige Bedrohung besser abzusichern, beschloss Frau Sperling, die Haustür jeden Abend mit einem dicken Baumstamm von innen zusätzlich zu verriegeln.

Eines Abends versuchten wieder mehrere Russen gewaltsam einzudringen, in dem sie die Tür einzuschlagen versuchten. Die resolute Bauersfrau, wohl auch als frisch gebranntes Kind, fing so furchtbar an zu schreien und fluchen, dass die Russen tatsächlich unverrichteter Dinge wieder abzogen. Die wütende Schimpfkanonade der Retterin blieb mir noch Jahre lang in dankbarer Erinnerung.

Diese Art der Bedrohung betraf natürlich nur die Frauen. Wir Kinder hatten aber ständig Hunger und wir älteren Jungen sorgten mit unseren Müttern für das tägliche Essen. Da wir keinerlei Geld hatten, kein Bäcker oder kein sonstiger Laden im Ort mehr existierte, gab es schon deswegen kein Brot, kein Fleisch, keine Butter, tatsächlich nichts. Wovon haben wir also so lange noch gelebt und überlebt? Unsere Hauptnahrung waren Getreideschrot und Rapsöl,

seltener sogar Leinöl. Wie alles im Leben zwei Seiten hat, so auch mit der Nahrung. Sie war zwar sehr bescheiden in der Auswahl, dafür aber kerngesund. Längst weiß man, dass gerade reichlich Omega 3 Fettsäure in Raps- und besonders in Leinöl für Psyche und Physis besonders gesund und stabilisierend ist. Wir waren unabsichtlich Testpersonen, die schon damals heutige Wissenschaftserkenntnisse voll bestätigten. Diese gesunden Lebensmittel wurden uns von den noch deutschen Mühlenbesitzern, die zwar im Auftrag der Russen arbeiteten, für andere Gefälligkeiten im Tausch und aus Solidarität schwarz zugesteckt. Kartoffeln für den ersten Winter in Vogelfreiheit haben wir noch bis zum Spätherbst selbst gestoppelt und Gemüse selbst angebaut. Es gab auch Fleischersatz: Pilze. Bis heute bin ich leidenschaftlicher Pilzsammler und als Kind hatte ich bald einen geübten Blick, dem kein essbarer Pilz entging. Pilze gab es auch im Winter, dann getrocknet als geschätztes Sonntagsessen. Zusammen mit polnischen Kartoffelklößen genossen wir diese Mahlzeiten und vergaßen fast das Fleisch. Wir waren aber unbewusst und unfreiwillig echte Vegetarier geworden.

Manchmal verlangten wir Jungen schon nach Fleisch, vor allem mein zwei Jahre ältere Freund Ernst Sperling. Er kam auf die glorreiche Idee, die zahlreichen Spatzen/Sperlinge im Hof zu fangen und zu schlachten. Gesagt getan, wir fingen, schlachteten und brieten Spatzen. Es war aber ein mühsames, unergiebiges Geschäft, denn abgesehen von der aufwendigen Fangarbeit enthält ein Spatz nur zwei ordentliche Happen, nämlich die Oberschenkel. Weil der Aufwand zu groß war, haben wir bald wieder ganz freiwillig auf Fleisch verzichtet. Vielleicht war es der Grund, warum unsere und die Familie Sperling die

einzigsten im ganzen Ort waren, die nicht an Typhus erkrankten, und keinen Toten zu betrauern hatten, wie fast alle anderen deutschen Familien im Dorf. Wir empfanden dieses Glück als Gottesgeschenk und weiteres Wunder.

Wir Kinder lebten unbekümmert in den Tag, natürlich ohne Schule und völlig unkontrolliert, aber nicht ungefährdet in großer Freiheit, vermutlich ähnlich wie die Landkinder im dreißigjährigen Krieg. Im Organisieren waren wir schon sehr geübt. So besorgten wir aus dem abgeschalteten Transformationshäuschen das Öl für unsere Petroleumlampen, denn Strom gab es natürlich die ganze Zeit über auch nicht. Gefährlicher war es schon, gedroschenes Getreide vom Gutshof zu stehlen. Einmal wurden wir dabei entdeckt und der russische Wachsoldat verjagte uns mit einem Warnschuss, was uns aber nicht sonderlich beeindruckte. Weil die Dreschzeit begrenzt war, versuchten wir es die nächsten Tage erneut und mit Erfolg.

Ein besonderes Abenteuer bestand für uns Jungen darin, Panzergranaten zu knacken. Ein großer Stapel dieser Panzermunition lag noch im alten Tanzsaal vom benachbarten Gasthof. Unser Häuptling Ernst war schon 12 Jahre und technisch begabt. Unter seiner Anleitung schlugen wir die Sprengköpfe der Granaten ab und entnahmen das in Stofftüten verpackte Pulver, kleine, grüne Stäbchen, die wir noch vielseitig verwenden sollten. Das Zündhütchen der Hülse wurde mit Nagel und Hammer zur Detonation gebracht. Der Explosionslärm im Saal, zwar längst ohne Fenster, war eindrucksvoll und machte uns gewaltigen Spaß! Das Pulver war dann beliebtes Spielmaterial. Wir nutzten es aber auch zur Vertreibung von Maulwürfen und Wühlmäusen.

So verging der erste „Friedenssommer“ einigermaßen glimpflich, zwar mit tausend neuen Eindrücken, Erlebnissen und mancherlei Gefahren, aber für uns Jungen auch mit vielen Abenteuern. Junge Menschen sind halt sehr schnell anpassungsfähig. Wie schon erwähnt, brauchen wir uns Kinder vor den Russen nicht zu fürchten; sie ließen uns Kinder gewähren.

„Husarenritt auf Eisenrädern“...und „den Schlissel biette“

Spätestens im Dezember wird es in Schlesien frostig kalt. So war es auch 1945, nur fehlte uns diesmal jegliche solide Winterkleidung. Nach Flucht, Ausweisung durch die Tschechen wieder zurück in Unsere alte, verwüstete Heimat und durch die regelmäßigen Plünderungen der sowjetischen Soldateska, fehlte es an allem, selbst die schon bekannte letzte Woldecke für meinen zweijährigen Bruder.

Wir Deutschen, auch ich schon, mussten sobald wir das Haus verließen, eine weiße Armbinde tragen und unser Dorf zu verlassen war strikt verboten. Am Nikolaustag entschloss sich meine mutige Mutter mit mir, ihrem Ältesten, von Strien bei Winzig nach Wüstewaltersdorf im Riesengebirge zu marschieren, um unsere gute Winterkleidung sowie andere Wertsachen abzuholen, die bei meiner Tante Hilde noch vor Kriegsende vermeintlich „sicher gelagert waren“.

Mein Vater, den gesamten Krieg lang Zahlmeister bei der Wehrmacht, und danach noch ein Jahr in französischer Kriegsgefangenschaft, hatte zunächst recht behalten, als er die Auslagerung der Wert- und

Wintersachen veranlasste, weil die Russen angeblich „nicht so weit ins Gebirge vorstoßen würden“, womit er bis Kriegsende sogar Recht hatte.

Der Abmarsch mit meiner Mutter zum 120 km entfernten Ziel begann frühmorgens noch bei Dunkelheit, natürlich ohne Geld und mit wenig Proviant. Für den späteren Rücktransport benutzten wir eine vom Opa Sperling selbstgebastelte zweirädrige Schubkarre mit Eisenrädern ohne Belag, die von einem alten Ackerpflug stammte. Die beiden jüngeren Geschwister blieben in der Obhut der ehemaligen Bürgermeisterfrau und deren Familie, mit denen wir in dieser schweren Zeit bewährter Wohngemeinschaft lebten.

Der Hinmarsch verlief reibungslos, natürlich bei Frost und Schnee ohne richtige Nahrung in bergigem Land, und oft bis zur totalen Erschöpfung. Übernachtet hatten wir immer bei unbekanntem Landsleuten, die uns herzlich und großzügig versorgt haben und unseren Mut mit der täglichen Marschleistung von etwa dreißig Kilometern samt Eisenkarren bewunderten. Als wir das Ziel am vierten Abend erreicht hatten und Tante Hilde in ihrem Haus gesund antrafen, waren wir trotz großer Erschöpfung richtig stolz und überglücklich.

Doch Tantchen fing gleich an zu weinen und sagte immer wieder, wäret ihr doch vierzehn Tage eher gekommen, jetzt ist alles weg! Tatsächlich erst vierzehn Tage vor unserem Besuch kam der neue polnische Hausbesitzer auf die Idee, die verschlossene Dachkammer mit unserer Winterkleidung zu inspizieren. Er sagte abschließend nur „den Schlüssel biete“ und damit war dieses Geheimdepot enttarnt und für uns auch die eingelagerte, wertvolle

Winterbekleidung verloren.

Nach vier Tagen Erholungspause und leider um die letzte Hoffnung ärmer, traten wir bei noch größerer Kälte den Rückmarsch an, wieder mit dem Eisenkarren, weil Tante Hilde uns mit etwas Ersatzkleidung versorgt hatte; so dass wir nicht ganz umsonst den anstrengenden Marsch gemacht hatten. Übernachtet haben wir wieder bei denselben Quartierleuten, wie sie uns bereits auf dem Hinmarsch fest versprochen hatten.

Am zweiten oder dritten Tag geschah das fast Unvermeidliche – die polnische Miliz kontrollierte uns und befahl unter Androhung von Strafe, uns sofort im nahen Ort bei der polnischen Milicia-Kommandantura zu melden. Nun drohte Festnahme wegen der unerlaubten Entfernung vom Heimatort, womöglich Gefängnis. Die Fahrradstreife fuhr aber weiter und ließ uns aus den Augen. Da war sofort wieder ein Schutzengel zur Stelle: Ein junger deutscher Mann per Fahrrad, auch mit der weißen Armbinde, begegnete uns und sprach uns an. Er erkannte die gefährliche Lage und half uns mit ganzer Kraft und großem Tempo auf Schleichwegen den Ort zu umgehen, um schnell aus dem Blickfeld der Milicia zu verschwinden. Bis zur völligen Erschöpfung rannten wir zu dritt kilometerlang mit unserem Karren auf Schleichwegen davon, Gott sei Dank ohne weiter Belästigung durch die Miliz! Wir hatten vor Angst und Panik noch nicht einmal den Namen unseres Retters erfragt, der aus Sicherheitsgründen schnell wieder verschwand. Vielleicht lebt er noch, leider konnten wir ihm aber unsere große Dankbarkeit nie mehr ausdrücken.

Genau nach zwei Wochen erreichten wir heil aber wieder restlos erschöpft und enttäuscht unser Strien.

Aber zuhause wurden wir nicht mit der erhofften Freude, sondern mit einem allgemeinen Weinausbruch empfangen. Was war geschehen? Der neue Bürgermeister, uns aus deutschen Zeiten noch als Knecht Johann bekannt, hatte unsere unerlaubte Abwesenheit bemerkt und mehrfach angekündigt, dass wir nach Rückkehr erschossen würden.

Ob unsere Wohngemeinschaft das glaubte? Meine Mutter jedenfalls glaubte es nicht, und ich schon gar nicht – wir lachten nur, vielleicht auch ein bisschen aus Angst. Nun, wir überlebten auch dies Androhung.

Obwohl die Polen oft gehässig und gemein zu uns waren, spürten gerade wir Kinder doch auch ihre Menschlichkeit, wie wir sie immer wieder mal erlebten. Das habe ich unserem vorher auch so gequälten Nachbarvolk nicht vergessen. Johann suchte uns am nächsten Tag tatsächlich auf und belehrte uns in strengem Ton. ließ aber auch Anerkennung für unseren Wintermarsch erkennen. Meine Mutter kannte ihn schon aus Kriegszeiten und war wie zu allen Polen freundlich und hilfsbereit gewesen. Das zahlte sich jetzt offensichtlich aus. Ich habe seine Menschlichkeit in dankbarer Erinnerung behalten und auch deswegen meinen siebzigsten Geburtstag mit großer Runde in meiner wieder aufgeblühten Geburtsstadt Breslau gefeiert.

Das ist nicht für alle Altersgenossen selbstverständlich, denn mein Freund, ein international tätiger Professor und gebürtiger Ostpreuße, weigerte sich, jemals wieder ins ehemalige Ostdeutschland zu reisen, trotz Einladung aber mit vergeblicher Überzeugungsarbeit. Von den fünfzig Mitreisenden waren neunzig Prozent noch nie ostwärts der Oder-Neisse-Grenze gewesen.

Das letzte Halbjahr in der schon kalten Heimat

Nach einem trostlosen Weihnachten -ohne Vater, ohne einen Pfennig Geld und folglich ganz ohne Geschenke, war es zumindest die erste Friedensweihnacht. Den strengen Winter 45/46 haben wir auch überstanden, sogar ohne besondere Vorkommnisse. Man hat sich schnell an sein Schicksal mit all der täglichen Unbill gewöhnt.

Das Frühjahr 1946 begannen wir sogar mit großem Tatendrang. Frau Sperling, eine erfahrene Bäuerin, und meine Mutter legten einen großen Gemüsegarten auf zwei Morgen Land an, den aber leider vor allem die Polen abernten sollten, weil wir Ende August endgültig ausgewiesen wurden.

Ich selbst wünschte mir endlich wieder einmal kräftige Mahlzeiten mit Fleisch und verdingte mich deshalb bei dem Nachfolgebauern vom Klinkerhof als Hilfsknecht. Für eine warme Mahlzeit musste ich den ganzen Tag ganz allein auf dem Rübenacker Unkraut jäten. Die ersehnte gute

Mittagsmahlzeit war der Tageslohn. Für einen noch Neunjährigen war diese Arbeit wohl doch zu viel verlangt, denn sowohl der Bauer wie auch ich waren heilfroh, dass dieses „Arbeits-verhältnis“ in beiderseitigem Einverständnis schon nach einer Woche wieder vorbei war. Die Arbeit blieb aber nicht aus, denn auch als Kind in diesem Alter musste man tatkräftig zum Lebensunterhalt beitragen. Wir Jungen – Ernst, Gotthard und ich – sammelten Beeren, Pilze und vor allem ganzjährig Holz, unsere einzige Energiequelle. Es blieb aber noch genug Zeit zum Herumstrolchen ohne jedwede Kontrolle; wir Kinder

hatten eine gewisse Narrenfreiheit, gerade auch bei den russischen Besatzern.

So verging der Alltag bis zum 15. August 1946, dem zweiten großen Umbruch meines noch jungen Lebens. Wir wurden ausgewiesen, aus der inzwischen trostlosen Heimat vertrieben. Der Ausweisungsbefehl erfolgte ganz kurzfristig und es durften pro Person nur 40 Pfund Gepäck mitgenommen werden. Verboten mitzunehmen war Bargeld, bis auf den Betrag einer Eisenbahnfahrkarte, sowie Schmuck, Gold, Uhren, Kleidung und überhaupt alle beweglichen Güter. Nach der Flucht, der Rückvertreibung und den zahlreichen Plünderungen besaßen wir aber nicht einmal diese genehmigte Minimenge. Wir verließen die Heimat bettelarm aber mit der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Nach einer erneuten Nacht wieder im Freien, wurden wir wie Vieh in Güterzüge verladen und bald rollten die überbesetzten Waggonen mit unbekanntem Ziel los. Die Erwachsenen fürchteten zunächst die Verbannung nach Sibirien; aber Kenner der Gegend konnten uns alle bald beruhigen; die Fahrt ging eindeutig nach Westen. Ob, wann und wie oft es unterwegs etwas zu Essen gab, blieb mir nicht in Erinnerung, deshalb vermutlich sehr wenig.

Wie für alle Deutschen, die aus dem Osten kamen, ging es zunächst in das berühmt berüchtigte Lager Friedland zu Entlassung; für mich auch nur schwach in Erinnerung und bedeutungslos. Die tagelange Fahrt ab Wohlau in Niederschlesien, mit vielen stundenlangen Stopps, endete im Sauerland genauer im Lager Maumpke, Kreis Olpe. Hurra, wir waren im Westen, in Deutschland, in der Freiheit, in der britischen Besatzungszone.

Wenn man bedenkt, welcher Hass sich im berüchtigten Aufruf von Ilia Ehrenburg an die Rotarmisten zu Kriegsende entlädt, sind wir trotzdem noch glimpflich davongekommen: „Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist. Folgt den Anweisungen des Genossen Stalin und zerstampft das faschistische Tier in seiner Höhle. Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen, nehmt sie als rechtmäßige Beute: Tötet, ihr tapferen Rotarmisten, tötet!“.

Die Odyssee von Flucht und Vertreibung – diese „gewaltige Kriegsverbrechen an Deutschen“, wie der Staatsrechtler Ingo von Münch sagte, fand für uns endlich ein Ende. Wir konnten erstmals richtig aufatmen: Hinter uns lagen dauernde Plünderungen, Seuchen-Epidemien, neue Konzentrationslager und stündlich mögliche Gewaltattacken auf Leib und Leben. Inzwischen war ich schon zehn und hatte mehr erlebt und erlitten als manch einer heute im halben oder gar im ganzen Leben. Wir Flüchtlings- und Vertriebenenkinder waren ausschließlich unschuldige Opfer, so dass ich bis heute empört darauf reagiere, wenn gedankenlose deutsche Biedermänner vom Tätervolk tönen; ohne jede persönliche Schuld waren wir notleidenden Kinder nur Opfer, wie auch die große Mehrheit unserer Elterngeneration in ihrer systembedingten Uninformiertheit aber auch politischer Gurtgläubigkeit.

Trotz aller einleuchtenden Begründungen für die Machtergreifung Hitlers und den Soldateneid auf ihn ist es zumindest für die höheren Offiziere in der Etappe unverständlich und unverzeihlich, die letzte Chance zur schnelleren Beendigung des grausamen Tötens – den Aufstand des 20. Juli 1944 – weitestgehend zu ignorieren und die damals nur wenigen Mutigen im

Stich zu lassen. Hier fehlte es bei den meisten Offizieren, den meisten Intellektuellen und allen handelnden Personen einmal mehr an politischem Weitblick und Augenmaß, wohl auch an Mut und Verantwortungsbewusstsein. Haben wir daraus mit dem heute tonangebenden linksgestrickten, naiven und wieder unpolitischen Gutmenschen wirklich gelernt?

An den kurzen Lageraufenthalt im Sauerland erinnere ich mich nur insoweit, dass es auch dort reichlich Pilze gab, die wir als Kenner aus schweren Zeiten reichlich sammelten und weiter als wichtige Nahrungsquelle schätzten.

Erstmals seit fast zwei Jahren hatte Mutter endlich wieder Kontakt mit unserem Vater. Nach der Gefangenschaft, zunächst in amerikanischer und danach in französischer, wurde er im Sommer 1946 entlassen und kam vorerst bei einer Tante in Offenburg unter, damals französische Zone. Warum und wie er sich von der Ostfront in Görlitz noch zu den Amerikanern flüchten konnte, habe ich nie erfahren. Über die beiderseitigen Kriegserlebnisse habe ich mit meinem Vater in den verbleibenden drei Jahren bis zu seinem Tod nie gesprochen, wohl ein typisches Phänomen für die meisten betroffenen Deutschen. Vielleicht, weil alle Zeit und Energie für den Neuanfang mit Wiederaufbau und den täglichen Überlebenskampf gebraucht wurden. Das galt besonders für die folgenden eineinhalb Jahre Lageraufenthalt in Harber, Kreis Soltau. Dort konnte mein Vater durch Vermittlung eines einheimischen Pfarrers beim niedersächsischen Bodendienst wieder Arbeit und vor allem Kräuter verkaufen. Er war dann leider schon wieder die ganze Woche unterwegs und fehlte mir sehr.

Dreimal in Hennersdorf

Bericht von Kurt Wabnitz (Jahrg. 1936)

Wir wohnen jetzt im Kreis Görlitz und haben es ca. 300 Kilometer zu meinem Geburtsort Hennersdorf. Auf der Autobahn A 4 sind wir mit einer Pause in rd. 4 Stunden in Hennersdorf.

Nach dem Sturm im Herbst 2017 machte ich mich mit meinem Enkel Burkhard als meinem Fahrer auf den Weg Richtung Hennersdorf. Burkhard war noch nie dort, wo sein Großvater geboren wurde. Vorher hatte ich mit Herbert Kurzawa in Namslau telefoniert und er lud mich gleich zum Mittagessen ein. Auch mit den jetzigen Bewohnern des elterlichen Grundstücks telefonierte ich und kündigte meinen Besuch an.

Um 6.00 Uhr fuhren wir los und waren ohne Hindernisse und mit einer Pause um 10.00 Uhr in Hennersdorf auf dem Friedhof. Dort erschrakten wir, was der Sturm angerichtet hatte. Über der Gedenkstätte lag die Hälfte einer alten Kastanie und ein abgebrochener Ast einer Akazie. Teile des Tisches und der Bank waren zertrümmert. Wir waren froh, dass die Gedenksteine nichts abbekommen hatten (Bilder 1 und 2). Da ich stets vorsorglich einige Werkzeuge dabei hatte, nahm sich mein Enkel eine Säge und zerteilte das Geäst und ich trug es ins Gebüsch, so dass am Schluss nur zwei Stämme liegen blieben.

Nach dem Mittagessen bei Kurzawas in Namslau fuhren wir wieder nach Hennersdorf. Herbert besah

sich die Sache und versprach, den Bürgermeister um die Beseitigung der Schäden zu bitten. Als Herbert den Bürgermeister nach 2-3 Tagen anrief, teilte dieser mit, dass die Stämme schon beseitigt seien. So schnell hatte sich unsere Tätigkeit bis zum Bürgermeister herumgesprochen.

Am Nachmittag waren wir auf dem elterlichen Grundstück, wo wir von den jetzigen Bewohnern mit Kaffee und Kuchen empfangen wurden. Wir hatten natürlich auch einige Geschenke mit. Von dort aus fuhren wir über Ordenstal und stellten fest, dass der Glockenturm ein neues Dach erhält, worüber wir uns sehr freuten, denn Manfred Klisch hatte sich in der Vergangenheit sehr darum bemüht (Bild 6).

Um ca. 16.00 Uhr verabschiedeten wir uns von Herbert und seiner Frau in Namslau und waren ohne Stau gegen 20.00 Uhr in Rennersdorf.

Unsere zweite Fahrt nach Hennersdorf war im Mai 2018 zusammen mit meinem Enkel Friedemann. Mit ihm war ich früher schon einige Male in meiner Heimat. Auf meinen Anruf bei Herbert meldete sich seine Frau und teilte mit, dass Herbert in Namslau im Krankenhaus liegt. Wir fuhren trotzdem am nächsten Tag um 6.00 Uhr los, diesmal aber nicht über Brieg, sondern von Breslau in Richtung Warschau über Oels, Bernstadt nach Namslau. Infolge schlechter Beschilderung verfuhrten wir uns in Bernstadt, dank Friedemanns Handy mit Navigation kamen wir dann noch sicher bis zum Krankenhaus in Namslau. Dort fragten wir nach Herbert Kurzawa. Man bat uns, Platz

zu nehmen und teilte mit, dass er gleich komme. Wir warteten ca. 30 Minuten, aber es kam niemand. Als ich fragte, wo Herbert denn bliebe, meinte die Schwester, der Herr Doktor hätte keine Zeit. Darauf entgegnete ich, dass wir zum Patienten Herbert Kurzawa wollen und nicht zum Arzt Kurzawa. Da erkannte die Schwester das Missverständnis und führte uns zu Herbert, der bettlägerig und in keiner guten Verfassung war.

Nach dem Besuch bei Herbert aßen wir auf dem Ring in Namslau zu Mittag. In den vergangenen Jahren wurde der Ring sehr schön gestaltet, so dass wir uns dort gerne niederließen.

Danach fuhren wir auf den Friedhof in Hennersdorf und reparierten den zerstörten Tisch und die Bank und reinigten das Umfeld (Bild 3). Gegen 16.00 Uhr machten wir uns auf den Heimweg und erreichen Rennersdorf gegen 20.00 Uhr.

Unsere dritte Fahrt nach Hennersdorf war im September 2018, wieder mit Enkel Friedemann als Fahrer. Als wir uns bei dem wieder genesenen Herbert anmeldeten, lud er uns erneut zum Mittagessen ein, was wir gern annahmen, da seine Frau Paulina eine gute Köchin ist (Bild 6). Erneut starteten wir um 6.00 Uhr und fuhren über Brieg und Namslau gleich auf den Friedhof nach Hennersdorf. Dort reinigten wir das Umfeld der Gedenkstätte. Am alten Eingang des Friedhofs, wo rechts und links die alten Kastanien stehen, hat sich ein richtiger Efeuteppich gebildet, aus dem an einigen Stellen alte kaputte Grabsteine herausragen (Bild 5). Wir und andere Gäste haben

schon in der Vergangenheit den Wildwuchs von Sträuchern usw. beseitigt, so dass es nun eine schöne Grünfläche geworden ist.

Nach dem Friedhofsbesuch fahren wir erneut zu Kurzawas zum Mittagessen und Kaffeetrinken und anschließend nach Rennersdorf zurück.



Sturmschäden 2017



Bank und Tisch zerstört



Gereinigte Gedenkstätte



Bei Herbert und Pauline



Efeuteppich Friedhof



Glockenturm Ordenstal

Zur Nikolausfeier 2018 nach Namslau

von Walter Thomas

Wie bereits im letzten Jahr waren Frau Suntheim und ich ein Team. Wir trafen uns am Donnerstag, dem 6. Dezember 2018 in Görlitz, um am folgenden Tag gemeinsam nach Namslau zu fahren. Nach dem Frühstück ging es über Oels, Bernstadt nach Namslau, wo wir uns bei Familie Woloszyn, die jetzt die Angelegenheiten des Deutschen Freundschaftskreises (DFK) besorgen, meldeten. Anschließend ging es zum Hotel „Stylowa“. Es befindet sich hinter dem Krankenhaus an der Straße nach Kaulwitz. Durch die Leuchtreklame ist es auch in der Nacht gut zu finden. Da wir das Hotelzimmer erst um 13.00 Uhr beziehen durften, rauschten wir gleich zu Biallas nach Schwirz. Zwischen Nassadel und Eckersdorf ist eine große Straßenbaustelle, da hieß es warten. Bei Biallas angekommen, besprachen wir mit Anni, wie wir die Lieferung der Päckchen für die alten Landsleute bewerkstelligen wollen. Wir wurden uns einig; am Samstag um 8.30 Uhr Treffpunkt Schwirz. Zurück in Namslau machten wir einen Kurzbesuch bei Familie Kursawe. Herrn Kursawe geht es leider sehr schlecht. Danach bezogen wir unser Hotelzimmer. Schließlich ging es wieder zum DFK-Vorstand (Woloszyn). Frau Suntheim und Ella gingen die Empfängerlisten durch und besprachen den Ablauf des Sonntags.

Am Samstag ging es zeitig los, schließlich wollten wir pünktlich in Schwirz sein. Vor der großen Straßenbaustelle fällten die Forstleute eine riesige

Pappel, die quer über der Straße lag. Es hieß warten, doch zum Glück waren einige pfiffige Polen unterwegs, die das Hindernis über einen Feldweg umfuhren. Wir fuhren hinterher und waren noch einigermaßen pünktlich in Schwirz. Sofort ging es nach Karlsruhe, Böhlitz und Gründorf. Dort überreichten wir die Päckchen und hörten uns die Sorgen und Nöte der alten Herrschaften an.

Nach getaner Arbeit lieferten wir Anni in Schwirz ab und fuhren nach Osieck (Freischlag) zu Familie Klimanski, wo wir einen anregenden Nachmittag verbrachten.

Sonntagfrüh wurde eine kleine Tour nach Reichthal unternommen, um zu sehen, wie es dort jetzt aussieht.

Fazit: Es wird viel neu gebaut, aber ein Teil verfällt.

Gegen 12.00 Uhr fanden wir uns im Kulturhaus zur Nikolausfeier ein. Ella und Frau Suntheim eröffneten die Feier. Die Schulkinder sangen Weihnachtslieder in beiden Sprachen und lasen Gedichte vor. Anschließend kam der Nikolaus und teilte die Geschenke aus. Gegen 15.00 Uhr endete die Feier. Zur Auswertung trafen wir uns bei Familie Woloszyn; dort wurden wir noch kulinarisch verwöhnt. Das Fazit: Es war eine gelungene Veranstaltung mit mehr Kindern als im letzten Jahr.

Am Montagfrüh (10.12.2018) ging es wieder heimwärts. In Görlitz trennten wir uns.

Meine Hochachtung gebührt Frau Suntheim, die trotz gesundheitlicher Probleme und ihres Alters die Reises Strapazen mit Bravour meisterte.

Übermittel soll ich die herzlichsten Grüße der

Mitglieder des DFK verbunden mit einem großen Dankeschön für die Geschenke zum Weihnachtsfest.

23. Treffen der 1933/34er

von Utz Lauterbach

Vom 30. August bis zum 2. September 2018 fand das Treffen der Namslauer Schüler der Geburtsjahrgänge 1933/34 mit ihren Partnern statt. Mit großer Sorgfalt von Lothar Kolle mit Margitta organisiert, war diesmal Osterode im Harz das Ziel.

Den ersten Tag waren wir im Hause Kolle eingeladen, wo wir mit schlesischen Spezialitäten verwöhnt wurden.

Am 31. August 2018 besichtigten wir eine der größten Holzkirchen Deutschlands in Clausthal-Zellerfeld, die 1642 eingeweiht wurde. Sie wird demnächst für sieben Jahre geschlossen und restauriert, da sich inzwischen unter anderem der Holzwurm breitgemacht hat. Lothar überraschte uns dort mit seiner Bassbaritonstimme (Aufnahme) mit Gesängen aus Vergi tutto amor und der Zauberflöte (Sarastro).

Weiter ging unsere Fahrt nach Braunlage und am Nachmittag mit der Kabinenseilbahn auf den ca. 1000 m hohen Wurmberg. Bei Sonnenwetter hatten wir gute Sicht zum Broken; zudem konnten wir Hohegeiß erkennen. Die Rückfahrt war eine herrliche Fahrt durch den Harz.

Am 1. September 2018 erkundeten wir die Innenstadt von Osterode mit dem Wochenmarkt und dem Kolle-Reformhaus. Wir besichtigten die Marktkirche St. Aegidien, in der Lothar einst getraut wurde. Am Nachmittag war das zweitgrößte Uhrenmuseum Deutschlands in Bad Grund das Ziel. Dort befinden

sich 1600 Exponate, angefangen im 15. Jahrhundert. Der Museumsleiter führte uns einige Standuhren vor, u.a. eine aus osmanischer Zeit mit für uns unbekanntem Ziffern. Zudem hörten wir Uhren mit Glockenschlägen und musikalischen Klängen. Lothar sang zwischendurch Karl Loewes „Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir“. Danach stärkten wir uns in einem gemütlichen Ausflugscaffee.

Den Abend verbrachten wir in unserem Hotel. Edelgard und Lothar gestalteten den Abend mit Gedichten.

Wir danken Lothar und Margitta für die Organisation und das gute Gelingen des Treffens und hoffen auf ein Wiedersehen im Jahre 2019 – vielleicht in Bad Pyrmont.

Teilgenommen haben: Klaus und Birgit Fellgiebel, Gerold und Renate Kollé, Lothar Kollé und Margitta Werner, Christa und Utz Lauterbach mit Tochter Ina, Edelgard und Berthold Osterroht sowie Otto Weiß.



The advertisement features two wooden barrels. The left barrel is labeled "Oscar Tietze", "Garantirt harz- und säurefrei", "Maschinen-Öl", and "Namslau". The right barrel is labeled "Oscar Tietze", "Wagenfett IA", "Superior", and "Namslau". In the center, a rounded rectangular box contains the text "Nur in bester reiner Qualität!". Below the barrels, a list of products is provided: "Trecker - Motorenöl, Maschinenöle, Zylinderöl", "Autoöle für Personen- und Lastwagen, Veloxol", "Wagenfett, Karbolineum, Asbestplatten, Asbestfäden, Asbestpackungen, Klingerit, Talkum, Talg", "Graphitpackungen, Wasserstandsgläser u. Ringe", and "Brennerei-Thermometer". At the bottom, the company name "Oscar Tietze, Drogenhaus, Namslau" is printed in a large, bold font.

**Nur
in bester
reiner
Qualität!**

**Trecker - Motorenöl, Maschinenöle, Zylinderöl
Autoöle für Personen- und Lastwagen, Veloxol
Wagenfett, Karbolineum, Asbestplatten, Asbest-
fäden, Asbestpackungen, Klingerit, Talkum, Talg
Graphitpackungen, Wasserstandsgläser u. Ringe
Brennerei-Thermometer**

Oscar Tietze, Drogenhaus, Namslau

Treffen Treffen Treffen

Regionaltreffen in Berlin

Herzliche Einladung zum nächsten Regionaltreffen in Berlin am

Sonnabend, dem 4. Mai 2019 ab 12.00 Uhr

Wir treffen uns wie im vorigen Jahr im

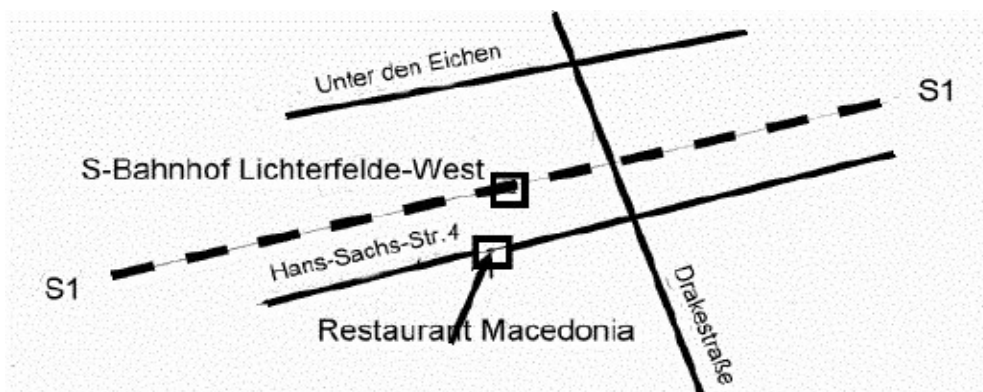
**Restaurant Macedonia
Hans-Sachs-Str. 4**

Leicht zu finden: **Direkt am S-Bahnhof Lichterfelde-West (Fahrstühle); S-Bahn-Linie S 1; aus dem Bahnhof links 50 m.**

Wir freuen uns auch diesmal über neue Heimatfreunde aus dem Landkreis Namslau. Vielleicht finden auch Heimatfreunde aus dem Raum Neustadt/Dosse nach Berlin.

Teilnahmemeldung wieder an Frau Dagmar Bennecke (siehe Seite 60 dieses Heftes).

Walter Thomas



Deutschlandtreffen der Schlesier 2019

Das nächste Deutschlandtreffen der Schlesier findet
vom 14. bis 16. Juni 2019
wieder **in Hannover** statt. Bitte merken Sie sich den
Termin schon vor!

Vorankündigung

**Herzliche Einladung
zum 8. Treffen
der NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
in
NEUSTADT/DOSSE**

**am Samstag, den 28. September 2019
ab 12.00 Uhr**

**Treffpunkt diesmal:
Hotel Ritterhof
Kampehl 25b
16845 Neustadt/Dosse**

Anmeldung und Information bei

Edeltrud Hoppe (geb. Gottschalk) Tel. 033971-73216
oder Christa Schwarzenstein (geb. Taube)- Tel.
033970-969937

Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Frau Irene Tatscher geb. Drung aus Glausche
Frau Karin Koschny geb. Arndt aus Grambschütz
(Ehemann)

Zum Schluss:

Humor aus Namslau

von Lehrer Georg Haase (+)

Der Rentmeister von Eckersdorf hatte geheiratet. Als ordentlicher Ehemann musste er seine im Junggesellendasein stark abgelaufenen Schuhe alsbald neu besohlen lassen. Für die Schuhbesohlung erhielt er folgende Rechnung: „Ein Paar Schuhe besohlt 4,50 M, wegen jungverheiratet 50 Pfg. billiger.“

Der Lehrer Fuhrmann aus Städtel hatte ein großes Schlachtfest. Der Fleischbeschauer, einer seiner früheren Schüler, kam, prüfte und erteilte folgende Bescheinigung: „Das Schwein, der Lehrer, ist trichinenfrei.“

Im Rechenunterricht in Nassadel kam der Sohn eines größeren Bauern nicht so recht mit. Der Lehrer versuchte, ihm das Rechnen schmackhaft zu machen und sagte: „Nu sei Du mal Lehrer und stell' uns eine Rechenaufgabe“. „Nee Herr Lähler“ antwortete der hoffnungsvolle Sprößling, „asowas ha ich nich neetig, ich krieg jo amal de Wertschaft.“

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 68/1974

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 560

Redaktionsschluß: 20. Februar 2019

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung. Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr.

9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.